

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 M., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Lauchaer Straße 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 13688.

Inseratskosten die 7gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorrat 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— M. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— M. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Lauchaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4506 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

Nach einer Meldung der Frankfurter Zeitung aus Kattowitz lieferte die dortige Polizei eine russische Genossin, die ihren Wohnsitz in Krakau hat, ohne gesetzlichen Grund an die zarischen Schergen aus.
Die Stürme der letzten Tage haben zahlreiche Schiffsunfälle zur Folge gehabt.
Ein Dammbreach am Ufer des Mississippi bedroht gegen 45 Ortschaften.
Infolge eines Dampferanlassens ertranken im Nil bei Kairo 50 Ausflügler.

Die wirtschaftliche und politische Zerfetzung Württembergs.

Leipzig, 10. April.

II. (Schluß.)

Die Gesamtbevölkerung Württembergs wuchs in den Jahren von 1895 bis 1907 von 2 070 662 auf 2 337 819, das ist um 267 157 Köpfe an. Die in den landwirtschaftlichen Berufen beschäftigte Bevölkerung nahm jedoch in dieser Zeit von 933 576 auf 886 170 Köpfe, das ist um 52 406 ab. Die landwirtschaftliche Arbeit muß in immer steigendem Maße von den weiblichen Familienmitgliedern übernommen werden. Die Zahl der weiblichen hauptberuflich Tätigen in der Landwirtschaft steigt von 29 Prozent im Jahre 1882 und 35,3 Prozent im Jahre 1895 auf 47,2 Prozent im Jahre 1907.
Die Industriebevölkerung wächst von 1895 bis 1907 von 723 828 auf 936 231 Köpfe an, das ist um 212 403 „Seelen“. Von Handel und Verkehr nähren sich 1895: 164 315 Personen, 1907: 223 052.
Die Zahl der Hauptbetriebe der Industrie (unter Ausschaltung der Gärtnerei, Tierzucht, Fischerei und auch des Handels und Verkehrs) sinkt von 119 818 im Jahre 1882 auf 103 281 im Jahre 1895 und 91 471 im Jahre 1907. Die Zahl der darin beschäftigten Personen steigt aber im gleichen Zeitraum von 253 700 auf 315 600 und 416 500.
Zählt man die Hauptbetriebe der drei Gewerbegruppen: A. Gärtnerei usw., B. Industrie und C. Handel und Verkehr zusammen, so ergibt sich eine Abnahme der Hauptbetriebe von 143 983 im Jahre 1882 auf 135 319 im Jahre 1907; im gleichen Zeitraum wächst der Teil der Bevölkerung, der in diesen Betrieben seinen Lebensunterhalt findet, von 295 216 auf 517 813 Köpfe an.
In Wirklichkeit ist die wirtschaftliche Umwälzung noch weit stärker, als diese Zahlen sie erscheinen lassen. Mancher angeblich selbständige Handwerker arbeitet in Wirklichkeit für den Großunternehmer, von dem er abhängig ist. Die „selbständigen Wirte“ Stuttgarts sind zu fast 90 Prozent dem Braukapital auf Geheiß und Verberb ausgeliefert, eine Un-

zahl Kramläden werden von Frauen betrieben, weil der Verdienst des Mannes zur Fristung des Lebens nicht ausreicht usw.

Sehr charakteristisch ist ferner, daß der Anteil der Kleinbetriebe (1—5 Personen) an der Gesamtzahl der Gewerbebetriebe von 1895 bis 1907 in Prozentzahlen von 49,3 auf 33,6 Prozent zurückging, die Mittelbetriebe (6—20 Personen) von 12 auf 13 Prozent sich erhöhten, die Großbetriebe jedoch einen Sprung von 38,7 Prozent auf 53,4 Prozent machten.

Die technische Ausstattung der Gewerbebetriebe hat ebenso starke Fortschritte gemacht. Die motorischen Kräfte, in Pferdekräften ausgedrückt, haben sich in den privaten Betrieben der eigentlichen Industrie vermehrt von 65 000 im Jahre 1892 auf 104 000 im Jahre 1895 und etwa 229 000 im Jahre 1907.

Diese wirtschaftliche Umwälzung findet naturgemäß ihren Ausdruck auch im politischen Leben des Landes. Sie kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die Stellung der Regierung zur Sozialdemokratie wie auf den Charakter und die Taktik der Parteien. Und hier bekräftigt sich wieder einmal der alte Erfahrungssatz, daß die bürgerlichen Parteien mit einem feineren Klasseninstinkt ausgestattet sind, als das Proletariat.

Die „demokratische“ Volkspartei, einstmals die Vertreterin des Kleinbürgers und des Kleinbauern, sieht die Bevölkerungsschichten, auf die sie sich bisher vorzugsweise stützte, mehr und mehr dahinschmelzen. Ein Teil wird ins Proletariat gedrängt und verstärkt unsere Scharen. Ein anderer Teil steigt zur eigentlichen Bourgeoisie auf. Der Rest, durch das Kapital in seiner Existenz schwer bedrängt, schlägt sich, soweit er politisch denken gelernt hat, zur Sozialdemokratie, der andere Teil wird reaktionär. Er haßt die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften, denn nur durch rückwärtslose Ausbeutung der wenigen ihm zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte kann er seine „selbständige“ Existenz dem Großbetrieb gegenüber behaupten. Darin fördern ihn die Gewerkschaften mit ihren Forderungen auf Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, die Sozialdemokratie mit ihrer Förderung des Arbeiterschutzes.

Die Volkspartei hat keinen Augenblick gezögert, diesen veränderten Gesinnungen und Verhältnissen ihre Politik und Taktik anzupassen. Nachdem sie in der Praxis schon längst den demokratischen Hausrat aus der Väter Zeit auf die Kumpellammer verdrängt hatte, wurden bei der großen Programmrevision anlässlich der „liberalen Einigung“ die ehrwürdigen Reliquien auch noch feierlich verbrannt. Die Forderung der Beseitigung der Zölle und indirekten Steuern, die Forderung des gleichen Gemeindevahlrechts, der Abschaffung der Todesstrafe, der Vermittlungsfreiheit in den Schulen, der Abkürzung der Legislaturperioden, des Referendums, der Öffentlichkeit der Bundesratsitzungen usw., alles ging in Rauch auf.

Die Tätigkeit dieser „Demokratie“ im württembergischen Landtag beschränkt sich im wesentlichen auf den Schutz der Besitzenden. Das trat besonders kraß zutage bei Beratung der neuen Bauordnung für Württemberg im Landtag im April 1910. Die Volkspartei kämpfte in so skandalöser Weise für die Interessen der Hausbesitzer und Terrainspekulanten,

daß selbst die Konservativen von ihr abzurücken für nötig fanden und die Regierung mit der Sozialdemokratie gegen diese „Volkspartei“ ankämpfen mußte. — Bei der Verfassungsreform, der Schulreform, der Gemeindereform und andern Gehehentwürfen entpuppte sich die Volkspartei als gefährlicher Gegner jeder ernsthaften Reform. Wo sich ihr Gelegenheit dazu bot, fiel sie der Sozialdemokratie in den Rücken. Von den Nationalliberalen Württembergs, die überdies auf dem rechten Flügel ihrer Partei stehen, trennt die Volkspartei nur noch Tradition und Name.

Ueber die Stellung der Regierung zur Sozialdemokratie nach den Vorgängen bei der Stuttgarter Bürgermeisterwahl im Mai 1911 und den Kundgebungen im Staatsanzeiger zur Reichstagswahl noch etwas zu bemerken, erübrigt sich.

Die Sozialdemokratie kann angefaßt dieser veränderten wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse die Taktik der Budgetbewilligung, der Hofgängererei und Ministerkesserei nicht fortsetzen. Es geht nicht an, vormittags mit den Vertretern der bürgerlichen Parteien beim Minister zu speisen, Patshand zu geben usw., und dann nachmittags dieser Regierung scharfe prinzipielle Opposition zu machen. Eine solche Opposition bekommt einen Stich ins Komdienhafte. Sie wird nicht mehr ernst genommen. Das Vertrauen der Parteigenossen, die diese Vorgänge aus der Nähe beobachten können, muß schwinden.

Es ist zuzugeben, daß durch eine scharfe prinzipielle Agitation und Politik Bevölkerungsschichten, die in der Sozialdemokratie vorzugsweise die Erbin des kleinbürgerlich-demokratischen Programms sehen, abgestoßen werden können, ja, daß vorübergehend sogar unser Mandatsbefehl gefährdet wird. Es ist möglich, daß wir andererseits durch eine opportunistische Anpassungspolitik an den Klassenstaat zeitweilig Wahlerfolge erringen können; die über das Maß unserer natürlichen Stärke hinausgehen. Aber auf die Dauer werden wir durch solche „Verankerung im Klassenstaat“, wie sie ein Führer der Opportunisten in einer Stuttgarter Parteiverammlung den Genossen als höchste politische Weisheit anpreis, das Vertrauen eben jener immer zahlreicher werdenden Bevölkerungsschicht verlieren, die durch die wirtschaftliche Entwicklung in immer schärfere Feindschaft zum Klassenstaat hineingetrieben wird. Wir müßten vorübergehende und dazu zweifelhafte Wahl- und Mandatserfolge mit einer schweren und dauernden Schädigung der Partei erkaufen. Die Zerfetzung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Württembergs würde vor der Sozialdemokratie nicht halt machen. Wir wollen nur eine Taktik, die sich mit unserm Programm und den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen im Einklang befindet. Darum der Streit.

Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß durch die Niederhebung der Wortführer der Radikalen die heißersehnte „Ruhe“ zur Fortsetzung opportunistischer Experimente geschaffen wird. Es wird das aber nur die Ruhe vor dem Sturm sein, der um so sicherer den trügerischen Bau der Opportunisten zur Stürzen bringen und seine Baumeister unter sich begraben wird.

Feuilleton.

Die Kinder des Jorns.

Eine Gesindegeschichte von Jette Nakker.
Autorisierte Uebersetzung von Erich Polm.

40) [Nachdruck verboten.]
Der Nachmittag ist herangelommen und mit einemmal geht ein heftiger Platzregen über den Acker nieder. Schon lange hatten Ber und die andern Kartoffelgräber mit mißtrauischen Blicken die dicken Regenstreifen beobachtet, die im Südosten hingen, den Kettenfäden in einem Riesengewebe gleich.
Die schweren Tropfen fallen zischend und klatschend in die schwarzen Kartoffelstauden und dringen den zur Erde Gebiackten bis auf die Haut. Sie schütteln sich ein bißchen und kriechen dann wie erschrockene Igel zusammen. Als aber der Regenschauer länger anhält, legen sie wieder Hand an die schwarzen, kantigen Kartoffelstengel.
Wolle Stajbaek drückt seine Befriedigung aus, daß sie doch dem Wetter den Rücken zusehren.
„Ja, der kanns noch am ehesten aushalten,“ meint die Galopp-Sophie.
Fort und fort schüttet es vom Himmel herunter. Nun ist der Acker lauter Morast. Die Erde legt sich wie Brotteig zwischen die Finger. Der Stoß an den Kleidern der Frauen schleppt in langen Streifen und bildet eine kleine Rille im Sande hinter jeder von ihnen. Rücken und Füße sind wie Eis; auch die Zunge ist förmlich eingefroren, niemand spricht

ein Wort mehr; selbst das Fallen der Kartoffel wider die nassen Dauben schallt nun tot und dumpf. Die Augen des alten Jwer rinnen immer stärker, jeden Augenblick erhebt er sich auf den steifen Knien und klopft sich mit den Pulswärmern unter die Achselhöhlen wie ein Gänserich auf dem Teich sich mit den Flügeln schlägt. Die blasse Lina hustet nun ohne Unterlaß.

Das Fallen der Kartoffel schallt immer toter, und die Stille wird nur durch den Klang der eisernen Hensel unterbrochen, wenn ein Eimer über die Stauden hingeworfen wird.

Ber schlägt der Regen gerade ins Gesicht. Die Tropfen zerplatzen an seinem Mützenrand und seinen braunen Fingerringeln und rinnen in klebrigen Strömen am Jorkenshaft hinab.

Die andern schauen zu ihm auf, ob er die Arbeit denn wirklich unter solchen Verhältnissen fortsetzen wolle. Ber blickt nach der grauen Wolkenwand hin.

„Ist das eine Ueberschwemmung!“ sagte er und spuckt das in den Mund gesickerte Regenwasser aus.

„Na, höher als bis zum Bauch reicht's doch noch nicht!“ meint die Galopp-Sophie.

„Ist wahrhaftig auch mehr als genug,“ erklärt Wolle Stajbaek mit Nachdruck.

„Ich habe geglaubt, es wird gleich wieder aus sein,“ bemerkte Ber. „Und hat man mit dem Arbeiten ausgekehrt, so sind dann die Glieder gar zu steif, wanns wieder drangehen heißt.“

„Na—a!“ brummen alle.

„Möchtet ihr euch vielleicht für eine Weile beim Waagen unterstellen?“

Dazu waren alle schnell bereit. Unter den schließenden Brettern des schweren Leiterwagens stellt sich bald wieder etwas von jenem leichten Sinn und guten Mut ein, der selten ausbleibt, wo ein Haufen Leute beisammen sitzen.

„Donnerwetter, Nette, mir scheint gar, deine Hosen gehen auf eignen Beinen davon,“ läßt sich Wolle Stajbaek vernehmen, indem er ein langes Stück zerfetzter Befahborte von Nettes Unterrock in die Höhe hält.

Nette zieht rasch das lockert vorgestreckte Bein zurück und beugt sich herab, um den Fehen abzureißen, den sie dann Wolle ums Ohr schlägt. Die Galopp-Sophie wird hintenaus mitgetroffen, daß ihr das lotige Band einen schmutzigen Streif quer über den vorstehenden Badentknochen zieht.

Die Rücken dampfen und der muffige Armeleutgeruch dunstet aus den wollenen Umschlagtüchern und den durchweicherten Kapuzen. Franz Dangaard, der seine wenigen Tabakreste zu einem Briem zusammenzufügen trachtet, ist unversehens auf einen Rodzipsel Nettes zu sitzen gekommen. Nette reißt ihn wütend an sich, wirft einen bösen Blick auf Franz und beugt sich dann zu Sophie hinüber, der sie zuflüstert: „Er ist ja lausig, der Mensch!“

Der Gneißel sitzt an der äußersten Ecke, spuckt mit großem Ingrimm in die Nadspeichen und flucht, daß ihn der Teufel zerreißen möge, wenn es nicht das letzte Jahr sei, an dem er zum Vorsteher Kartoffel ausnehmen käme: „Es kriegt eins doch so keinen Piffierling davor.“

„Was,“ fragt Ber verwundert, „ihr kriegt nichts für eure Arbeit? Wie? Nehmt ihr denn nicht wie jeder andre euern Tagelohn?“

„Ja, wie so,“ seht Wolle Stajbaek auseinander, „weil die Art Arbeit ja für nichts gerechnet wird; und dann denkt auch so ein Großmächtiger, liegt eins schon ohnehin auf der Ge-